

Der Sonnhaldenbauer : Erzählung

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **200 (1921)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374627>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sonnhaldenbauer.

Erzählung von Josef Reinhart.

Nicht immer hatte der Sonnhaldenbauer die Hacke und die Sense geführt. Mit seinem Vater hatte er zu Oberdorf am Amboß gestanden und jeden Tag sein Tausend Nägel geschmiedet; aber als die Maschinen diese Arbeit rascher und billiger verrichteten, legte der Nagelschmied den Hammer weg und kaufte um billigen Preis die magere Sonnenhalde, droben am Walde. Da gab es mühsame Arbeit; manches Fuder Steine lasen sie zusammen, der Vater und der Sohn, und jedes Frühjahr gab es neue. Aber nach fünfzehn Jahren voll Mühsal und Arbeitsmühe, als der alte Sonnhaldenbauer starb, da standen doch schon ein halbes Duzend Kühe im Stall, und die Scheune vermochte das Heu und die Garben kaum mehr zu bergen.

Benedikt, der junge Bauer mußte wohl noch manchen Wintertag mit seinen Wasserstiefeln im Moosboden droben vor dem Walde nasse Erde schaufeln, mit Steinen die Gräben füttern, damit das Wasser seinen Ablauf fand. Er konnte wenig Zeit hinter dem Ofen sitzen; denn weiter unten am Hügel brannte noch manchen Frühsommer das Gras im Biswind vor der Sonne weg, und Benedikt mußte manchen Tag mit seinem Bohreisen dort oben in der Sonne schwitzen und mit Pulver Steine sprengen. Seine zwei Buben, der rotblonde Jörg und der dunkle Gregor, lachten hinter der Hecke unter den Kottannen herab, wenn die Stücke nach allen Seiten spritzten. „Ihr könnt wohl lachen, Bürschchen!“ sagte der Vater „ihr wißt nicht, was es kostet, bis eine magere Sonnenhalde fettes Gras und Frucht tragen kann“. Darum spannte er die Buben von früh auf an; fast jedes Frühjahr und im Herbst, wenn der große Regen kam, gab es neue Arbeit; da brachte der Bach vom Walde neue Fuder Steine herab und warf sie, wie ein meisterloser Bub der Sonnenhalde in den Roggen, oder er schleppte ein paar Karren fetter Erde mit sich fort und ließ sie unten auf der ebenen Straße liegen, während oben an der steinigigen Halde das Gerippe des Bodens herausgrinste. Benedikt stand wohl manchmal mit verbissenen Zähnen dabei; aber am Tag darauf zog er aus mit seinen Söhnen; da wurden die Steine abgelesen, wurde die Erde wieder an den Ort gebracht. Ohne Murren, ohne Fluchen taten die vier Sonnhaldenleute, die Eltern mit den Buben, ihre Arbeit. Dann gings aus Wehren: dem wilden Bache wurde der gerade Weg gewiesen; wo der Wildfang aus dem Walde kam, steckte ihm der Bauer aus zugespitzten Pfählen einen Hag, damit er seine Beute, Holz und Laub und Reisig zurückließe. Eines war mühsam: Vom Nachbarhofe wollte niemand Hand bieten, den Bach zu zähmen. Der Nebenhof gehörte einem Herren in der Stadt, und die Pächterin, deren Mann gestorben, mußte sich an den nötigsten Dingen den Rücken krumm schaffen. So durfte der Sonnhaldenbauer mit seinen Leuten allein am Wehrwerk sein, und seine Frau holte sich einstmals auf dem feuch-

ten Boden einen Husten, der sie nimmer verließ, bis er sie aufs Totenbett gebracht. Sie reichte den beiden Buben die schwache Hand vom Bett herüber; „Gregor! Jörgli! helfet dem Vater! bleibt daheim und haltet den Frieden!“ Als die Mutter auf dem Kirchhofe ruhte, hatten die Söhne niemand mehr, der ihnen zusprach, wenn ihre harten Köpfe zusammen gerieten. Der Vater brachte sie wohl mit scharfen Worten auseinander; aber was halfs! Es ward ihnen zu eng beisammen im alten Vaterhause. Bald wollten beide fort; aber wer behielt dann des Vaters Hof? Jörgli, der jüngere und schwächere hatte das Erbrecht, aber Gregor, der ältere, hatte die stärkern Arme, war immer der vorderste beim Mähen und der Erste am Morgen. So ließ ihn der Vater auch nicht ziehen. In langen Nächten faßte der Sonnhaldenbauer den Plan, mit neuer Arbeit, unermüdet, fast Tag und Nacht am Werk zu sein, damit er den beiden Söhnen einst jedem einen Hof zurücklassen konnte. Der Nachbarhof war feil, sobald die übelzeitige Witfrau einmal müde geworden; denn ihr Sohn war leichten Blutes, liebte die Handharmonika mehr als den Sensenworb. So erwarb der Sonnhaldenbauer den Nachbarhof um einen annehmbaren Preis, da das Land unter der Pächterin einwenig ausgehungert war. Aber nun gabs wieder späten Feierabend auf den beiden Höfen. Gut war's, daß jeder der beiden Söhne bald eine Frau heimführte, der die Gabel nicht zu schwer in der Hand war.

Und so teilte der Sonnhaldenbauer im Frieden. Gregor, der ältere Sohn erhielt den Nebenhof, und Jörgli erbt des Vaters Gut. Schon in grauen Haaren und mit zitterndem Arm zog der alte Sonnhaldenbauer bald auf dem Nebenhofe den großen Rechen; bald wieder ersparte er auf der Sonnenhalde einen Mäher. Aber, obwohl niemals offener Unfriede ausbrach, mußte der Vater doch mit manchem Wort die drohende Feindschaft löschen. Gabs auf dem väterlichen Hofe höhern Weizen als auf der Nebenhalde, giftete Gregor der ältere: „Dort braucht es weniger Arbeit, und der Boden trägt mehr als hier.“ Die beiden Frauen trugen dazu bei, daß das Feuerlein des Neides nicht erlosch. Die junge Nebenhalderin stichelte wie mit spizen Rütchen, wenn sie die Kirschen im Korbe auf dem Kopf zu Markte tragen mußte, während sie vom Sonnhaldenhof mit dem Fuhrwerk das Frühobst zur Stadt brachten: „Die hast du auch noch selbst gepflanzt, gelt! Jetzt können sie ernten daheim!“ Der Gregor hörte zu mit rotem Kopf: „Er hat mich ausbezahlt.“ Und wirklich, Jörgli's Frau mahnte den Mann so manchesmal, an seine nachgiebige Güte, wenn wieder ein Zins fällig war: „Bist halt zu gutmütig gewesen bei der Teilung! Hast dich nicht gewehrt! Jetzt darfst für deinen baumstarken Bruder den schwachen Rücken krümmen.“ Er schüttelte den Kopf und ging hinaus; aber es biß ihn auf der Zunge.

Und wer mußte es büßen! Der alte Vater konnte es hören, daß man ihm weniger freundlich guten Tag sagte, wenn er auf die Nebenhalde kam, und auf der Sonnenhalde gab ihm die Sohnesfrau beim Essen das Schüsselchen mit dem Sprung. Er sagte nichts und tat, was er konnte, die Blut des Meides und des Eigennützes immer wieder mit Arbeit und guten Worten zu dämpfen.

Es ging so seine Zeit, bis die Dorfgemeinde im Walde oberhalb der beiden Höfe eine Straße für die Holzfuhrren baute. Dabei wurden Graben und Kanäle

gelegt, die das Wasser unter dem Fundament der Straße hinweg leiteten und nach der Tiefe sammelten. Was geschah? Beim großen Regen im Spätherbst brach der Bach mit breitem Schwall aus seinem Walde, riß den Rechen weg und fuhr draußen über die Ufer, warf mit wuchtigen Armen Schutt und Steine über die angefüeten Äcker der beiden Höfe. Die Brüder kamen von ihrer Seite, standen auf der Höhe am Ufer und sahen mit roten Köpfen den Schaden. Ein Wort flog hinüber: „Du bist schuld! Der Bach muß auf deiner Seite abfließen!“ „Nein“ kam giftig zurück, „du hast gewehrt und dein Ufer mit Steinen erhöht!

Hast mir den Schaden zugewendet! Schimpfsworte, Flüche! Der alte Vater kam dazu, wollte beschwichtigen, Rat erteilen; aber die zornigen Kinderherzen waren verhärtet. Am Ende mußte er noch hören, daß er versäumt, zu guter Zeit bei der Gemeinde oder beim alten Nebenhofer sein Recht zu suchen. Das war ein Schlag für den Vater. Er ging aus dem Wege. Und nach einer Woche, als er immer und überall am unrechten Orte stand, als man ihm auf dem Nebenhofe mit kalten Gesichtern am Tische sitzen ließ, und als man auf dem Sonnenhaldehofe fragte, ob er den Leuten da drüben habe schimpfen helfen, da wußte er nicht mehr, wo leben. Er fühlte auch die Kraft der Arme schwinden; die Hacke wurde schwerer, der Rücken schmerzte, und so zog er eines Morgens sein Sonntagskleid an und ging zu seiner Base in der Stadt. Dort sollte er ausruhen von seinem mühevollen Bauernwerk. Aber an schönen Sonnentagen zog es ihn heim und hinaus. Am Waldrande stand oder saß er und schaute hinab auf die Höfe; aber er wagte nicht, seinen Leuten zu Hilfe zu gehen. Er sah nur, daß die Blut der Feindschaft noch immer lebendig war.



Auf ihren Halden, nah beim Bache schnitt ein jeder der Brüder seinen Weizen. Mit schiefen Blicken kamen sie bis ans Ufer und wandten dann einander den Rücken. Aber als die Garben geladen wurden und der Bindbaum auf der Nebenhalde tiefer ging als drüben auf dem Sonnenhaldeufeder, da schoß die Flamme der Zwietracht wiederum empor. „Könnstest uns wohl das Fuder höher laden mit deinen Garben: der Bach hat sie uns fortgetragen, deinetwegen!“ Es kam soweit, daß die Brüder mit erhobenen Fäusten an den Ufern standen. Der Vater zitterte droben am

Waldesrande, und als die Fluchworte immer hitziger hin und her wogten und die Fäuste höher in die Luft stachen, eilte der alte Vater herab und rief von weitem mit erhobenen Armen: „Um Gotteswillen! Vergeßt euch nicht! Gregor, Jörg! Ihr seid Brüder!“ Was geschah? Die Fäuste sanken, aber die Söhne kehrten ihm den Rücken: „Hättest sorgen können zur rechten Zeit; dann ständen wir jetzt nicht gegeneinander!“ Betrübt ging der alte Bauer heim nach seiner Stadt zurück und zeigte sich nicht mehr draußen an der Halde.

Im Christmonat kam ein früher Schneefall; tagelang legte es Flocken herab; im Bergwald hängten die Tannen ihre Nester, wie mit schweren Säcken beladen. Um Weihnachten kam Jöhn. Warmer Wind brachte Regen und schmolz die Schneemassen wie Butter, und der Regen peitschte die Tannen, daß ganze Gruppen mit der Last zu Boden stürzten. Aus den Wäldern rauschte es, und schwarz wie aufgeregte Menschenmengen wogten die Tannen droben hinter den Haldehöfen hin und her, als ob sie ein Unglück herankommen sähen.

In der Nacht heulte der Sturm, der Bach rauschte; man hörte verschwommen aufgeregte Stimmen von den beiden Höfen her:

„Vater“ rief es vom Sonnenhaldehofe herauf. Die junge Bäuerin hatte in der Dämmerung eine gebückte Gestalt den Bach entlang durch Sturm und Wetter hinauf sich kämpfend sehen wollen. „Der Vater ist’s gewesen, aus der Stadt!“ Aber Jörgli redete es ihr aus. Immer stärker rauschte es vom schwarzen Walde her. Zwei Sturmlaternen bewegten sich von zwei Höfen mühsam gegen den Bach zu. Die Lichter schwankten im Wind. Der Nebenhalder Gregor hob seine Laterne empor. Da sah er den Bach mit wilden

Armen auf seinem Acher hinaus sich ein breites Bett wühlen. Er grub mit der Hacke einen Graben nach des Bruders Seite hinüber.

Von der Sonnenhaldenseite tönte eine erstickte Stimme: „Sörgli komm du heim, in der Nacht! Ein Unglück könnst geben! traue ihm nicht, dem Bruder!“ Aber keiner der Brüder hörte ein Wort. In wortlosem Grimme wehrten sie, wühlten mit den Hacken Gräben auf, trugen Wälle auf, jeder dem Wasser den Weg von seiner Seite nach des Bruders Landstück weisend.

Das Wasser ging wild seinen Lauf; aber gegen Morgen schwieg der Wind; der Regen fiöß ruhiger. Es schien die Wut des Baches gedämmt. Die Brüder gingen verdrossen nach Hause mit ihren Valernen, Grimm und Troß im Herzen. —

Als der trübe Tag wie ein verweintes Gesicht aufdämmerte, gingen sie von neuem hinaus, Mann und Frau von beiden Höfen, das Unheil mit Augen zu sehen. Und siehe! Der Bach schien weniger wild gewütet zu haben, als man in der Nacht geglaubt. Viel Erde war verschwemmt; aber am Ende ließ es sich wieder gut machen. Zwei Bauernpaare gingen, jedes von seiner Seite dem trübschäumenden Bach entlang hinauf, stumm; ein jedes tat, als ob es das andere nie gesehen. Sie kamen auf die Ebene vor dem Wald, wo der Bach zwischen den Tannen herausstürzt. Aber was war das? Vier Menschen blieben wie angewurzelt stehen:

Da lag ein Mann, an die Uferseite der Sonnen-

halde auf die Ebene hingeschwemmt, einen langen Tannenstrunk noch in den Händen. Er lag tot, die Stange fest gefaßt, den Mund mit dem bartlosen Gesichte zugekniffen, wie wenn er vor dem Sterben noch einen Feind hätte bezwingen müssen. —

Es gab wenig Worte. Nachdem der erste Schrecken

vorbei, gingen sie von beiden Seiten auf den toten Mann zu und blieben wieder sprachlos stehen. Endlich sagte Gregor, der ältere: „Es ist der Vater!“

„Ja, es ist der Vater!“ wiederholte der jüngere.

„Er hat uns helfen wollen!“

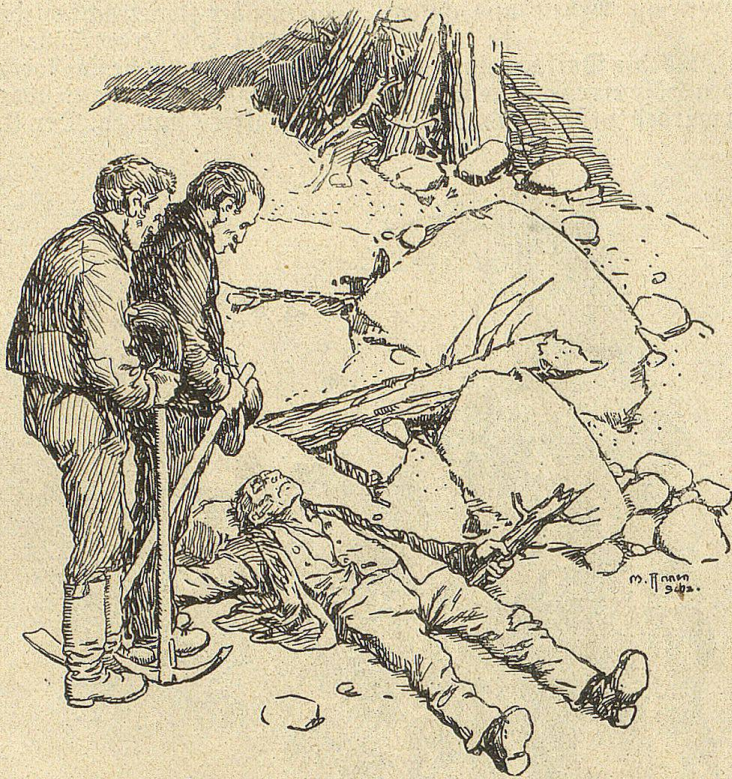
„Ja“, gab der andere leis zur Antwort, „er hat helfen wollen!“

Die Frauen schauten einander an. Die Söhne trugen den toten Vater hinunter ins Sonnenhaldenhaus. Als er aufgebahrt lag, mit bleichem Gesicht und ernst, als ob er schlief, wachten die Söhne beim schwachen Lichte in der Stube; zwei Nächte saßen sie nebeneinander auf der Bank wie einst vor Zeiten.

Sie beteten abwechselnd ein Vaterunser und schwiegen. —

Am Morgen, als die fremden Leute schon vor dem Hause standen, um dem alten Sonnenhaldenbauer das letzte Geleit zu geben, standen die beiden Brüder drinnen auf und gaben einander die Hand: „Gregor!“ so sprach der eine: „Dem Vater zulieb soll Friede sein.“ — „Und bleiben!“ bestätigte der andere.

Und dann gingen sie zum erstenmal wieder seit Jahren nebeneinander auf demselben Wege; es war, um den Vater zur letzten Ruhe zu geleiten.



Am Acher!

Wie heimer nit gfahren und ghadet
Und Stei us de Fure treit!
Der Vatter mit sattlige Schritte
Het Weiße zum Sack us gstreut.

„Gottlob,“ hets gheissen, „ischs fertig!
Und d'Arbet isch verbyh!“
Mir nähme d'Hauen uf d'Achse
Und sänge der Fäldwäg h. —

Der Vatter isch eleini
Am Acher blybe stoh
Er drückt sy Huet i d'Stirne:
„Walts Gott! Mhs Wärb isch to!“

Josef Reinhart.